

# Heimatbund TÖGING

## Beiträge zur Heimatgeschichte

FRANZISKA REISS

### Die Isengauerin und ihr Kopftuch

Nur in ihrer engeren Heimat, und besonders in der Gegend um Schwindkirchen, ist ihr Name noch ein Begriff, und heimatkundlich Interessierte kennen ihre Aufsätze aus dem von Benno Hubensteiner im Jahr 1951 begründeten Jahrbuch „Das Mühlrad“. Der 1934 erschienene Heimatroman „Age, die Müllerin an der Goldach“ ist wohl ihr bekanntestes Werk, das vom Verlag als „geruhame, gediegene Lektüre“ und als „ein Feierabendbuch für schlichte Menschen auf dem Lande und in der Stadt“ beschrieben wird. – Die Rede ist von der in Schwindkirchen 1881 geborenen Franziska Schußmüller. Ihre Eltern betrieben einen Kramerladen und eine kleine Landwirtschaft. Nach Abschluss der Mittelschule bei den Franziskanerinnen im Kloster Au am Inn half sie bei den Eltern aus, mit 20 Jahren wurde sie nach München geschickt, um dort das Kochen zu lernen. Dort lernte sie den Reichsbahnangestellten Josef Reiss kennen, den sie 1905 in Schwindkirchen heiratete. Das Paar zog 1926 nach Fürstenfeldbruck, wo Franziska Reiss bald zu schreiben begann. Jetzt kam ihr die Zeit im elterlichen Geschäft in Schwindkirchen zugute, denn dort hatte sie die Bauernkundschaft, ihre Sitten und ihr Brauchtum genau kennen gelernt. – Erste Veröffentlichungen über ihre Heimat erscheinen in Zeitungen und Zeitschriften (vor allem in der Münchener und Mühldorfer Zeitung); Novellen, dann Romane wurden innerhalb weniger Jahre gedruckt: 1927 kam ihr erster Roman „Die Pfandhofbäuerin“ heraus, 1928 „Der ersehnte Morgen“, 1929 der Roman „Mondnacht“. Sie schrieb in bayerischer Mundart und entwarf in zahlreichen Monologen und Zwiegesprächen das Bild des liebenswerten und warmherzigen Bayern. Ihr großes schriftstellerisches Vorbild war Ludwig Thoma. – Innerlich kritisch stand Franziska Reiss dem bevorstehenden Zweiten Weltkrieg gegenüber. Während der Kriegsjahre wurde sie zur Wehrbetreuung herangezogen und hielt im Soldatenheim bei Fürstenfeldbruck Lesungen ab. Nach dem Krieg publizierte sie weitere Werke: 1947 wird ihr Roman „Der Schwur“ herausgegeben, einzelne historische Abhandlungen erscheinen im Jahrbuch „Das Mühlrad“. Der Tod ihres Mannes 1962 bedeutete einen schweren Schicksalsschlag für Franziska Reiss. Nur drei Jahre später, am 25. Februar 1965, starb sie selbst an den Folgen eines Autounfalls.

Nicht so bekannt wie das Miesbacher Hüt, aber doch ein Trachtenstück voll Charakter und Eigenart, ist die Kopfbedeckung der Isengauerin gewesen – das Kopftuch aus schwerer schwarzer Seide. Nicht mehr viele werden sich daran erinnern können, und doch ist es einmal in der ganzen Gegend um Isen und bis Mühldorf hin allgemein getragen worden. Wenn man im Rupertiwinkel, im Rottal, im Gäuboden das Kopftuch streng um den Hinterkopf knüpfte, die Enden aber als Zipfel frei flattern ließ, so war dagegen die Isengauerin in ihrer Akkuratess allen Stammeschwestern weit voraus.

Das aus schwarzer Schweizerseide gewobene Kopftuch hatte einen Boden aus Taft, während der Rand aus Mervillieux-Seide Blumenmuster zeigte. Einfache, kleinere Kopftücher hatten am Rand nur ein Mäandermuster. Auch sogenannte Madrastücher gab es: feinste schwarze Baumwolle, an den Ecken eingewebte Blumenornamente in Grün und Rot. Diese Madrastücher bevorzugte die Austragsbäuerin, denn das schwarzseidene Kopftuch bei Wind und Wetter zum weiten Kirchgang zu tragen, war keine Kleinigkeit. Es ließ sich nur festhalten, wenn man es an das Samtband anglufte, das die Bäuerinnen damals über dem



Frei Franziska Reiss,  
Schriftstellerin

Haarscheitel trugen. Das Zusammenfallen eines Kopftuches war eine Kunst, die nicht jede beherrschte. Über der Stirn hatte es wie ein Diadem zu liegen, um gegen den Hinterkopf abzuflachen. Die Enden wurden zu einem pompösen Schwung geknotet und reichten bis über die Hüften herab.

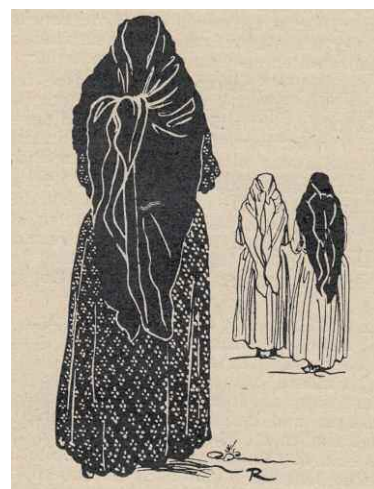
Wenn dann an den Sonntagen oder sonst bei festlichen Anlässen die eine Stuhlseite in der Pfarrkirche von den Frauen besetzt war, herrschte im Gesamt-

bild das schwarze Kopftuch vor; nur einzelne Madrastücher unterbrachen das feierliche Schwarz mit ihrer leuchtenden Stickerei.

Um sich ein richtiges Kopftuch kaufen zu können, mußte eine Bäuerin viele Eier und so manches Pfund Schmalz vorher weggeben, denn bei den verwendeten ausländischen Stoffen kam so ein Tuch zwischen zwanzig – das billigste! – und fünfzig Mark zu stehen. Und je größer der Hof, desto prächtiger war auch das Kopftuch der Bäuerin.

Als dann die Herrschaft der Maschine begann, die Abwanderung der nachgeborenen Bauerskinder in die Stadt, brachten die jungen Leute bei ihren Besuchen daheim bald die Neuerung der städtischen Hutmode mit. Sie redeten der Mutter zu, doch das teure, unbequeme Kopftuch abzulegen und dafür den viel billigeren Hut zu tragen. Daß freilich die Hutmode bei ihrem beständigen Wechsel viel teurer kommt als das alte Kopftuch wurde nicht bedacht. Jedenfalls, eine nach der andern kam vom Kopftuch ab, weil der Hut um so vieles „kommoder“ war – auch wenn diese Bequemlichkeit mit einem Stück eigener, ganz persönlicher Art bezahlt werden mußte.

Wie eben alles Volkstümliche und Standesmäßige durch die Nachahmung der herrschenden Allerweltsmode zerstört wird, so wird auch bald das letzte schwarzseidene Kopftuch verschwunden sein. Mieder, Riegelhaube und „Türkischer Schal“ ruhen ja ohnedies schon längst in der alten vergessenen Truhe. Es wird sie niemand mehr zu neuem Leben erwecken können. (1956)



Zeichnung Paul Ernst Rattlmüller